

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

1. Die Bedeutung der Krankheit für das Werk

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

den Blutes unser Gewissen geschaffen! Alle vor dir bekommen etwas Altmeisterliches, Grabfühles, historisch Abgerücktes im Vergleiche zu deiner springenden, ungezügelten, herrlichen Impression Und wenn du darüber dich selber in Fetzen gerissen hast, — aus deinem jubelnden Ernste ersprießt uns der Zusammenschluß aller menschlichen Kräfte und Mächte zu einem riesenhaften Welt- und Allgefühl, und die Liebe zur Wahrheit gedeiht uns zu einer gefährlichen und zauberhaften Lebenskünstlerschaft!

II. Der Zusammenbruch

1. Die Bedeutung der Krankheit für das Werk



em Überblick über Nietzsches Werk hat noch eine ernsthafte Erörterung zu folgen, inwieweit das Pathologische bei Nietzsche beim Urteil über ihn mitzusprechen hat. Man pflegt sich mit der Praktik auszuhelfen, das Geistreiche und Gefällige an ihm gut zu heißen und das Übertriebene als krankhaft abzutun.

Dennoch ist nichts verkehrter, als wenn man nun meint, diese Verdünnung nach Belieben vornehmen und sich die Mischung gerade so herstellen zu können, wie sie am besten mundet. Es gehört zu dem sehr vielen Guten in der kleinen Studie von Ferdinand Tönnies („Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik.“ Leipzig 1897), daß er einer beliebig opportunistischen Abschwächung von Nietzsches letzten Theorien zugunsten ihrer dadurch zu erzielen den Brauchbarkeit widerspricht. So hatte Kurt Breyfig (in Schmollers Jahrbuch XX, S. 4) bemerkt: „Wieviel die vorausgehenden Ausführungen dem gemäßigteren Teil der Erörterungen Nietzsches verdanken, ist kaum nötig hervorzuheben.“ Dagegen wendet sich Tönnies (S. 89): „Ich behaupte, daß der ganze Wert des ‚Antichrist‘, wenn ihm ein Wort zukommt, in seiner Maßlosigkeit liegt: die Karikatur ergibt, mit Geist verfertigt, ein Porträt, dessen Züge sich ausnehmend scharf einprägen.“ In der Tat muß man, wenn ich den Ausdruck wagen darf, genügend Humor besitzen, um in Nietzsches letzten Schriften überhaupt die übertrieben verbogene und auspringende Linienführung, die vor allem auf Wiedergabe der Buckel und Kröpfe erpichte Charakteristik, mit einem Worte die Kunst der Karikatur zu würdigen. Er, dessen fortschreitende Erkenntnis gegen das Weltbild oft genug

Der Wert der
Karikatur

Clownsgelüste empfand, so sehr, daß er sich selber später nur noch als Possenreißer der Ewigkeit vorkam, er führt einen spöttischen Griffel, sobald es sich darum handelt, Geschichte zu zeichnen: „Die pathologische Bedingtheit seiner Optik macht aus dem Überzeugten den Fanatiker — Savonarola, Luther, Rousseau, Robespierre, Saint-Simon —, den Gegensatz-Typus des starken, des freigewordenen Geistes. Aber die große Attitüde dieser kranken Geister, dieser Epileptiker des Begriffs, wirkt auf die große Masse, — die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als daß sie Gründe hört . . .“ („Antichrist“ 54, Ende.) Auch Nietzsche wurde zum Artisten der Annatur. Schon aus Anlaß des Zarathustra wurde die Frage laut, ob nicht die Fähigkeit der Satire in dem dichten Bündel seiner Begabungen die bedeutendste gewesen ist. Mit seinem bewußten Verzicht auf eine weitere Betätigung der ihm möglichen Künstlerschaft ging der Spottvogel in ihm zu Tätlichkeiten über; sein Witz wurde zur Insulte, sein Geist zur Sottise. Legt man sich auf diese Weise die Herkunft seiner Maßlosigkeit zurecht — als Narrenpfeife, die im aufwallenden Zorne wie eine Geißel zur Züchtigung mißbraucht wird — so wird man sich nicht gänzlich blind verhalten können für den letzten Rest Wahrheit, für die nicht völlig ausgelöschte Spur Weisheit selbst bei dem ins Rasen geratenen Nietzsche. Was wir als unmögliche Karikatur an ihm empfinden, ist beileibe nicht ein sinnloses Hinundher-Taumeln der lallenden Zunge, der zitternden Hand. Es herrscht vollkommene Sicherheit in diesem Wahnwitz und ist also das Gegenteil von Wahnwitz. Wohl schießt der letzte Nietzsche gewaltig übers Ziel hinaus; aber er hält dabei die Richtung ein und läßt sich von Gesetzen leiten. Nur den besten Zeichnern glücken Karikaturen. Nietzsches Verzeichnungen beruhen auf einer haarscharf und optisch durchaus richtig aufgenommenen Ansicht der Dinge. Er hat, wie die Gelehrsamkeit, so die Literatur zum Teufel gejagt und sich mit dem Leben selber eingelassen — à corpsperdu. Was dabei herauskommt, ist das Zerrbild der feck verschrumpften oder frech auseinandergezogenen Perspektive, eine Auffpeicherung von äußersten Folgerungen, eine Akkumulation von dichtesten Konzentrationen.

Die unvermeidliche Wirkung eines so gearteten Werkes ist natürlich Verblüffung, Befremden, Abscheu. Ist überhaupt kein Verständnis da — gut, dann wirft man das Buch in die Ecke, kehrt dem Verfasser den Rücken, macht seiner Erbitterung so

Die
Narrenpfeife
als Geißel

Das Pseudoleben
der Gegenwart

oder anders Luft, und der Fall Nietzsche ist erledigt. Ist jedoch Verständnis da, so braucht es sich noch lange nicht als Zustimmung zu Nietzsches Ansichten zu äußern; Leser, wie man sie Nietzsche wünschen muß, werden keineswegs Ja und Amen sagen, wohl aber werden sie ergriffen sein von einer tiefen Unzufriedenheit mit den gegenwärtig gültigen Ansichten und Zuständen. Nietzsches Bejahung des Lebens fordert Verneinung des jetzigen Pseudolebens, das in seinen Augen Nihilismus ist. Die Zukunftswahrheiten kann er nur auf einen faßbaren Ausdruck bringen in ihrer Bezogenheit auf die Gegenwartswahrheiten — als deren Negation: so wird er Immoralist, so Antichrist. Deshalb auf einen Kannibalen und Tempelschänder zu schließen, ist ganz verkehrt; er ist hilflos, sich anders verständlich zu machen, als einstweilen nur erst durch den rohen, plumpen Gegensatz. „Jetzt sehen wir im Spiegel nur dunkle Umrisse, dereinst aber geht es von Ungesicht zu Ungesicht“ (1. Kor. 13, 12 nach Weizsäcker). — Man darf es verantworten, die Bibel nun auch einmal im Ernste für ihn heranzuziehen, gegen die er vor keiner Travestie zurückschreckte. Die Hochspannung seiner Umwertungsgefühle, in ihrer Wucht und Unzugänglichkeit für Gegenbeweise, kann nur noch den brennenden Parusiehoffnungen des Urchristentums auf die Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken des Himmels an die Seite gestellt werden. So ist er auch, Hand in Hand mit der Energie einer solchen Besessenheit, zum Zungenredner geworden. Mein Gott, wie sollte er sich ausdrücken? Woher die Worte nehmen, woher die Begriffe und Vorstellungen? Er sieht sich völlig um jedes ebenbürtige Mittel beraubt, die Umwertung wirklich ins Leben zu rufen. Er kann nicht Hand anlegen, und so tut er eben das einzige, was ihm übrig bleibt: er schreit und stampft und ballt die Fäuste; mit einem Wort, er verfällt in die tragische Gebärde. Aus ihr erklärt sich am letzten Nietzsche alles von selbst, für seine Feinde in gleichem Maße wie für seine Freunde, die sich ja beide nur dadurch voneinander unterscheiden, daß die einen in dieser Tragik etwas Morsches und Übles, die andern etwas Starkes und Großes sehen. Auch für seine Verehrer darf Nietzsche nicht Vorbild zum Zwecke blinder Nachahmung werden; wenn er so wirkt, wie er zu wirken wünschte, so wirkt er als Bild, als Verkörperung mit dem ganzen erschütternden und Andacht erweckenden Zauber der Ecce homo-Stimmung, als der Anblick eines Menschheitsvertreters, an dem das Leben das Exempel aller

Nietzsche
als pittoresker
Mensch

seiner Gefahren, aber auch aller seiner Kräfte statuiert hat. Darin ist der (deshalb vielleicht zweifelhafte) Grund für den starken und frühen Ausgang seines Ruhms recht eigentlich zu sehen. „Die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als daß sie Gründe hört —“ wie sehr trifft diese Erkenntnis auf ihn selber zu, treffender als jede andere. Dies freilich zur Selbsterkenntnis zu erheben, dazu war er als Fanatiker zu echt, d. h. zu sehr ohne Ahnung, wie sehr er es war. Im *Ecce homo* sagt er aus bestem Treu und Glauben (*Biographie II*, S. 195): „Umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgendeine anmaßliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört nicht zur Größe; wer Attitüden überhaupt nötig hat, ist falsch. — Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte . . . Ich kenne keine andere Art, mit großen Aufgaben zu verkehren, als das Spiel: dies ist, als ein Anzeichen der Größe, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind alles Einwände gegen einen Menschen, um wie viel mehr gegen sein Werk! — Man darf keine Nerven haben. —“

Daß sich Nietzsche in seiner letzten Schaffensperiode manchmal ins Hanebüchene vergrößert hat und daß selbst die artistische Überfeinerung des sprachlichen Ausdrucks, mit der er sich auf sein Ende hin so sehr brüstete, nur ein Mittel zu dieser seiner Vergrößerung als Denker war, muß jede unvoreingenommene und ahnungslose Lektüre seiner Schriften lehren. Nun haben wir versucht, in dieser Vergrößerung den ausgeprägten Willen zur Taktik nachzuweisen, damit in Zukunft in seinem Furore nicht länger der eisenharte Fanatismus verkannt werde, der allein das Fundament für eine neue Kulturepoche zu legen stark genug ist. Es ist aber klar, daß Nietzsche der Menschheit diesen Heraklesdienst nur dann geleistet haben kann, wenn er im Grunde seiner Natur kerngesund geblieben ist. Noch lastet das Vorurteil auf seinem Werke, eben der innerste Kern seines Wesens sei wurmstichig und von der Krankheit, der psychischen oder physischen, zerfressen. Diesem Philisterruf ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt zu haben, bleibt an dem psychiatrischen Aufklärungsdienst eines Möbius kleben, und je mehr die Liebe zu Nietzsche und das Verständnis

für ihn wächst, wird man doktrinaire Anmaßungen von dieser Tragweite tiefer hängen. Bereits hat ein schwedischer Arzt, Dr. P. Bjerre, in einer Studie „Der geniale Wahnsinn“ gegen die Verwertung des Pathologischen für die Beurteilung des Philosophen und seiner Werke scharf Front gemacht: die Krankheit sei ein Gesichtspunkt des Arztes, das Leben rechne mit andern Werten. „Ein genialer Mensch“, sagt Bjerre (S. 22), „kann ebenso deprimiert und gehemmt scheinen, wie irgend ein Irrenhauspatient — er muß doch für gesund gehalten werden, wenn tief unten in seiner Seele eine Kraft glimmt, die über kurz oder lang zum Ausdruck kommen muß, und die in der Tat ein latentes Gegengewicht für seine Depression darstellt. Wenn ein armer Teufel, der im Garten des Irrenhauses herumgeht, behauptet, er sei das Licht der Welt, so ist er verrückt, — während Christus, als er in ähnlicher Form dasselbe sagte, nicht geisteskrank war. Bei jenem gibt es kein Gleichgewicht zwischen dem Selbstgefühl und der äußeren Wirklichkeit; — bei diesem hingegen war dieses Gleichgewicht vorhanden, obgleich dies niemand während seines Lebens einsehen konnte. Man muß also mit ganz anderen Werten rechnen, wenn man von dem Gleichgewicht, von der seelischen Gesundheit, eines genialen Mannes redet, als wenn man über diese im allgemeinen diskutiert. Dasselbe gilt nun aber auch in anderer als der eben erwähnten Beziehung. Damit ein Durchschnittsmensch für seelisch gesund gehalten werde, fordert man nicht nur inneres Gleichgewicht bei ihm, sondern dieses muß auch einigermaßen stabil sein: — seine Gefühle dürfen sich nicht in beständigem und starkem Wechsel bewegen, seine Ideen dürfen seiner Umgebung nicht allzu wunderlich erscheinen. Bei produktiven Menschen ist das Gleichgewicht von Natur mehr labil, und es muß so sein. Ihre Gefühle werden leichter in Bewegung gesetzt und gehen stets ins Extrem; ihre intellektuellen Fähigkeiten schwellen leichter an und nehmen abnorme Proportionen und Formen an. Das Schaffen verlangt notwendigerweise diese Labilität; es ist seinem Wesen nach ein Freimachen innerer Kräfte, und dieses ist nur möglich, wenn diese Kräfte nicht in einer stabilen Gleichgewichtslage gefesselt sind. Da diese Labilität also eine notwendige Bedingung der genialen Begabung ist, so darf man sie offenbar unter keinen Umständen für etwas Krankhaftes halten — wie ausgeprägt sie bei einem genialen Manne auch sein mag.“

Darf man also von keinem einzigen Buche Nietzsches sagen, es sei verrückt und von der Gehirnkrankheit seines Verfassers gebrandmarkt und entwertet, so muß freilich eine solche deutliche Sicherstellung von Nietzsches Produktion durch eine Gegenbeachtung ergänzt werden. Es ist klar, daß mittelbar, aber eben nur mittelbar, die gesundheitliche Verfassung des Schriftstellers den Charakter seiner Werke beeinflusst hat. Nietzsche war einer Krankheit verfallen, die zunehmend um sich griff. Diese Krankheit umdrängte sein geistiges Lebensgebiet von allen Seiten und stieg langsam, aber unaufhaltsam dem Gipfel zu. Die elementare Sintflut der Zerstörung drängte die produktive Betätigung auf ein immer engeres Revier zusammen, aber zugleich wurden alle Triebe und Instinkte, auch die früher in der Tiefe hausenden, aufgeschreckt und bergan gejagt. Die Todesangst, vor der Vernichtung flüchten zu müssen, und die Lebenswonne, trotzdem immer noch nicht untergegangen zu sein, fixierten schließlich den seelischen Zustand Nietzsches zur andauernden Exaltation. Jubel aus Verzweiflung — das ist die Stimmung, die in seinen letzten Schriften zum Ausdruck gelangt, so daß diese natürlich keineswegs normal, aber mit noch weit geringerem Recht wahnsinnig zu heißen wären. Vielmehr erfüllen sie in Wirklichkeit und an Nietzsches lebendigem Leibe jenen Zustand der tragischen Erkenntnis, den er von allem Anfang an für den neuen Philosophen gefordert hat. Bjerre schildert (S. 53—57) den pathologischen Befund als etwas Hoffnungsloses: „Nietzsche selbst hatte keine Ahnung von der Krankheit, die sein Inneres verheerte; erst als das Werk ihrer Zerstörung schon weit vorgeschritten war, wurde er ihrer gewahr. Er fühlte aber und verstand die Bedeutung und die Wirkung des Fremden. Für ihn waren die paralytischen Rauschzustände die höchste Inspiration, und er gewann einen Glauben an das, was er während dieser Zustände hervorbrachte, der alles andere überstieg. Am Ende hatte er das Gefühl, daß er im Begriffe war, zu der romantischen Auffassung zurückzukehren, daß alles was im dichterischen Rausch erzeugt wird, von höherem Werte sei als die Früchte klaren und zielbewußten Denkens. Er schätzte die Krankheit, nicht nur weil die Rauschzustände ihm Werke schenkten, die, er fühlte es, alles übertrafen, was bis zu der Zeit in germanischen Sprachen geschrieben worden war, sondern auch weil er fühlte — wie er ‚freier und stärker aus jedem Bade des Schmerzes‘ stieg. Er betrachtete es sogar

als ein Ideal für den Menschen der Zukunft, stets niedergebroschen werden zu können, und ebenso oft sich wieder aufzurichten. Je weiter der Blödsinn fortschritt, desto höher schätzte er die Rauschzustände, die ihm der Gegensatz der Blöddheit zu sein schienen. Er konnte sich aber nicht völlig in diesem beständigen Schwanken zwischen Extremen zurechtfinden. Er hoffte, oder vielmehr, er zwang sich, so lange wie möglich zu glauben, daß er jenseits des Segeseners eine Welt des Lichtes und der Lebensfülle doch am Ende erreichen würde. Er fühlte, daß seine Persönlichkeit sich frei zu machen strebte, und er sah diese ganze Welt von Gedanken, die frei aus seiner Seele hervorströmten — er erwartete stets das Gefühl der Befreiung — und dieses Gefühl würde er nicht eher erreichen als bis es ihm gelingen würde, „seine letzte Tiefe“ aus seinem Innern hinauszuwälzen. Seine letzte Tiefe aber, das war eben die große Finsternis: — die Welt, aus der er sich nicht mehr erheben konnte, obgleich er alle seine Kräfte sammelte — in der alles seinen Stempel trug, und er selbst zerflossen und zu nichts verstoßen war — die Welt, in der er frei war, denn es gab in ihr nichts, das ihn band — in der er zur höchsten Weisheit gelangt war, denn dort gab es nicht mehr Fragen ohne Antwort — in der aller Kampf zu Ende war — in der nichts mehr zu erstreben war — in der nichts war. — Man wird aufs tiefste ergriffen, wenn man liest, was Nietzsche während der erwähnten paralytischen Dämmerungszustände seines Geistes geschrieben hat. Man hört da seine ursprüngliche Persönlichkeit, die sich siegreich ihren Weg bahnt und etwas allem Unähnliches schafft; — und zu gleicher Zeit hört man wie der Wahnsinn ihn wie ein heulendes, wildes Tier übertönt. Dies empfindet man besonders im letzten Teil des „Zarathustra“. Das Kapitel: „Unter Töchtern der Wüste“ enthält den letzten Akt des schauerlichen Trauerspielles, in wenige Worte zusammengepreßt. Es wird dort erzählt, daß Zarathustra zu singen anfängt, aber „mit einer Art Gebrüll“: — „Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt.“ — Dieser Gesichtspunkt, Nietzsche habe seine Vernichtung in sich herumgetragen, muß in seiner ganzen Breite anerkannt und darf nicht durch jenen ebenfalls richtigen, aber in seiner Bedeutung viel enger umschriebenen Teilgesichtspunkt beeinträchtigt werden, wonach Nietzsche — tatsächlich — seine Krankheit als ein Mittel zu seiner inneren Befreiung verwendet hat. Nietzsche hat seine Krankheit benützt,

um sich von der Philosophie freizumachen, das war aber ein trauriger Zufall. Als Gesunder hätte er sich doch wohl erst recht von einem Lehrstuhl freigemacht, der ihm nicht paßte. Die Krankheit hat Nietzsche jedenfalls ebensosehr verhindert, seiner philosophischen Arbeit die Kräfte zu widmen, deren sie bedurfte, als daß sie ihn anspornte, alle verfügbare Kraft mit gesteigerter Energie aufzubieten. Die Krankheit legte ihn vor allem auch lahm für die gründliche Durchführung seiner neuen Aufgaben durch methodische Aneignung der notwendigen naturwissenschaftlichen, soziologischen und auch historischen Kenntnisse. Würde man Peter Gast's Meinung, erst die Krankheit habe Nietzsche freigemacht, nicht auf die ihr allein zukommende, nur partielle Richtigkeit beschränken, sondern ihr die universale Wahrheit eines biographischen Grundsatzes zugestehen, so würde man sich, im Sinne Nietzsches, eines „Verbrechens“ schuldig machen, dem „christlichen Verbrechen“ gleich. Der Ansicht zu sein, Nietzsches Krankheit habe ihn zur höchsten Weltansicht befähigt, ist ebenso „unanständig“ wie „noch ein Christ zu sein“. Nehmen wir bei Nietzsche, was er geleistet hat, ganz abgesehen von Krankheit und Gesundheit, so kommen wir sicherlich für ihn am weitesten und bringen uns nicht in die Lage, unsere Gesundheit und den Ruf der Gesundheit verderben zu müssen, um es Nietzsche gleichzutun und so hoch zu kommen wie er. Nicht zu vergessen Nietzsches Ansicht, Pascal sei durch das Christentum physisch ruiniert worden und er selbst werde sich durch Rückkehr zur Natur von der Krankheit befreien! Diese Illusion hat Nietzsche sicher wertvolle Dienste geleistet. In der Tat liegen bei ihm Krankheit und Illusion kreuzweise übereinander — auch nur wieder ein Beweis für Nietzsches Meinung von der lebensfördernden Macht der Irrtümer. Es war dies bei Nietzsche ein Glaube, oder, noch besser, wie er sagen würde, eine instinktive, eine dionysische Vorsicht.

Nietzsche ist bis zu seinem Wahnsinn, und sogar noch in diesen hinein bis zur vollständigen Einschrumpfung seiner Gehirntätigkeit, niemals völlig von Besonnenheit verlassen gewesen. Ein wichtiges Zeugnis dafür ist eine Äußerung Rohdes, die Crusius (S. 114) mitteilt: „Von Störung seiner Vernunft ist (Frühjahr 1880) nicht die entfernteste Spur; aus dem ‚Wanderer und sein Schatten‘ redet ein Mensch, der, die Welt nur noch mit den Augen seines Geistes sehen kann, aber an Tiefe, Feinheit, Klarheit und Beson-

Nietzsches
Besonnenheit

nenheit (soweit seine stets stark einseitige Weise das zuläßt) immer nur noch gewonnen hat seit seinen Jugendschriften.“ Overbeck erkundigte sich einmal bei Peter Gast, ob er bei Nietzsche Spuren davon wahrgenommen hätte, als habe er seinen Wahnsinn vorausgeahnt,

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Depressions-
zustände und
Emotions-
schwankungen

Danach wäre Nietzsche in der Tat von Ahnungen, er möchte dem Irrsinn verfallen, gepeinigt worden, aber nicht unter Begleitumständen, die für andere irgendwie als ausgesprochene Vorboten des Wahnwizes aufzufassen waren. Die Andeutungen dieses eingeweihtesten Augenzeugen, für den sich Gast in diesem Punkte hält, melden keinerlei Ursache, wonach damals vorgreifend an der Richtigkeit von Nietzsches Verstand zu zweifeln war; es handelte sich dabei ausschließlich um die Depressionstiefstände in Nietzsches Seele, die durch die Emotionschwankungen des Schaffenden, sowie durch die jähen Gesundheitsabstürze genügend erklärt schienen und also keinerlei Veranlassung boten, eine lokale Gehirnaffektion zu befürchten. Umgekehrt reichen die Ansätze zum Fanatismus zurück in seine Anfangszeit. Der unverdächtigste Zeuge hierfür ist er selbst. Im Jahre 1880, als sein Leben auch äußerlich jede Gebundenheit abstreifte und in uneingeschränkte Selbstbestimmung überging, demselben Jahre, da Rohde seine Besonnenheit lobte, gestand er sich selbst (Nachlaßband XI, S. 408): „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschraf ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, um derent-

willen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit, und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muß sich auf eine langwierige Kur gefaßt machen.“ Dieses Selbstgeständnis wiegt schwer genug, um ihn auch als das ernst zu nehmen, was zu werden er verabscheute und was er dann doch geworden ist: der Fanatiker. Er, der mit der Sauberkeit, der geistigen wie der leiblichen, manchmal förmlich kokettierte, scheut sich nicht, das zu durchwaten, was ihm selbst als Sumpf und Kot erschienen war, ungeachtet, daß er damit sich und andere bespritzte. Gab es keinen andern Zugang zum Ziele, als diesen einen unsaubern — wohl, nicht umsonst sollte er seinen Zarathustra mit dem Gelübde geschlossen haben: „Mein Leid und mein Mitleiden — was liegt daran! Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!“ Jetzt trat jene furchtbare Selbstüberwindung, mit der er sich und seinen Freunden so oft Grauen eingeflößt hatte, jetzt trat jener große Überdruß am Menschen, jener dreifache Ekel vor sich selbst und aller Welt in Tätigkeit. Er nahm gerade das auf sich, dessen er sich von früher her noch als einer Krankheit erinnerte. Er brachte jenes beste Erbteil, das er sich von seinen geliebten Griechen hätte sichern können, die Euphrosyne, zum Opfer. Er wußte — ich glaube bestimmt, er wußte es — daß er es dadurch mit dem Teuersten und Letzten verdarb, was ihm noch übrig geblieben war, mit dem bis dahin unerschütterten Vertrauen der drei oder vier Nächsten. Aber noch bestimmter wußte er — und wenn er zweifelte, so strengte er sich an und zwang sich zu dieser Bewußtheit —, daß all dieser Verfall und Untergang eben doch Genesung bedeutete, seine eigene und die Genesung von ganz Europa. Rohde hat später schauernd gegen Overbeck von Nietzsche als von dem Laokoon gesprochen, der sich der Verstrickung durch die Schlange erwehrt habe, bis er von ihr erwürgt wurde. Das heißt auf deutsch und nicht im Bilde gesprochen: Nietzsche ist an Fanatismus zugrunde gegangen. Doch ist es sehr zweierlei, ob ich als ahnungsloser Wanderer aus dem Hinterhalt von dem Untier überfallen werde, oder ob ich es aus seinem Schlupfwinkel als sein Jäger aufstöbre. Nietzsche war alles andere als ahnungslos; niemand wußte genauer Bescheid, wie es um ihn stand, als er selbst, aber er hat der Gefahr ins Auge

Selbstüberwindung und Ekel

geschaut und seinen Untergang gewollt. Heldentum, Heldentum und abermals Heldentum, man kann es nicht genug wiederholen!

Der böse Schein ist es, den wir vor allem zu zerstören haben: daß nämlich an der unerhörten Maßlosigkeit Nießsches in seinen letzten Schriften der aufsteigende Wahnsinn die Schuld trage. Verzeihlich war es ja, wenn während der Jahre, da Nießsche noch im Wahnsinn unter uns Lebenden weilte, eine oberflächliche Beurteilung darüber nicht hinwegkam. Seit seinem Tode jedoch tritt die Geschichte in ihre Rechte. Der pure Anstand muß es heute verbieten, irgend etwas, das Nießsche selber noch hat drucken lassen, als Ausgeburt eines kranken Gehirns zu erklären. Von einem Verrückten dürfen wir uns natürlich nicht leiten lassen — vor dieser Grenze der Selbstachtung müßte jede noch so stürmische Verehrung Halt machen. Aber Nießsche war nicht verrückt bis zu den ersten Tagen des Jahres 1889 — die Anerkennung dieser Tatsache wird einfach zur Gewissenspflicht, sobald man die Aussagen der hierfür berufensten Zeugen ernst nimmt. Jede Verdächtigung in dieser Richtung, als sei der Schriftsteller jener durch keinerlei Eyrismus mehr gemilderten fanatischen Schriften nicht mehr Herr seiner selbst gewesen, hat fortan als Perfidie zu gelten. Wieder ist hier Rohde aufzurufen, wenn er sagt (bei Crusius, S. 168): „Gerade Nießsches letzte Äußerungen geben am allerwenigsten die Vorstellung, daß dieser starke Verstand plötzlich zerbrechen könne; die Überspannung nach irgend einer Seite war man ja fast gewohnt an ihm. Wenn er etwa unklarer geworden wäre in seinem Denken und Darstellen, wie z. B. Hölderlin so deutlich in seinen letzten Produkten: aber im Gegenteil“ — „es ist alles luzid bis ans Ende; aber das führt ja zur reinen Kannibalenmoral.“ Im Jahre 1888, dem letzten, das er mit wachen Sinnen durchlebte, erklimmt seine Schaffenskraft den obersten Gipfel. Alles andere als ein Abflauen, ein Verebben, vielmehr eine gewaltsame Steigerung, ein unaufhaltbares Emporstürmen. Seine Schreibseligkeit erweist sich, selbst an seiner eigenen ungewöhnlichen Fruchtbarkeit gemessen, als beispellos. Die Anspannung seiner Elastizität erfolgt bis auf den äußersten möglichen Grad, bis unmittelbar vor dem jähen Zerreißen. Nur die abgelegensten Extreme sind ihm als Standpunkt überhaupt noch möglich; er ist auf die höchsten schwindelerregenden Gipfel hinaufgeflüchtet, weil für ihn alle andern bereits von der unaufhaltsam anschwellenden Sintflut verschlungen waren. Nun wird

überhaupt nur noch nach Jahrtausenden gemessen. Durch diese gefährliche Hochspannung seines Selbstbewußtseins wurden noch einmal seine Fähigkeiten so angespornt, daß sein Geist neben allerlei Abstrusem und Übertriebenem eben doch gerade in diesem Jahre noch von seinem Allerbesten hergegeben hat. Daraus erklärt sich die Pöhllichkeit der Katastrophe; die Freunde hatten bei allen zunehmenden Seltsamkeiten in Niezsches Einsiedlerwesen doch keinerlei Ursache, ihn vom Wahnsinn bedroht zu glauben. Fernerstehende hatten dazu viel eher Veranlassung; sie griffen zu dem alten Mittel, etwas Unbequemes als verrückt und hirnverbrannt beiseite zu schieben. Die Freunde dagegen verführte ihr beständiges Bestreben, Niezsches soviel wie nur möglich Verständnis entgegenzubringen, zu der größten Sorglosigkeit in Hinsicht auf eine pathologische Grundlage seiner Gedankenwelt. Ihre Befürchtung, die ihnen Niezsches Gewaltthätigkeit in der Behandlung seiner selbst immerhin weckte, richtete sich nicht auf die Möglichkeit ausbrechenden Wahnsinns, sondern auf die Angst, er möchte mit seiner Verherrlichung des freien Todes Ernst machen und sich selber ein Leides tun. Niemand von ihnen will sich erinnern können, daß Niezsches selber ernsthaft sich von der Gefahr bedroht geglaubt habe, er könnte den Verstand verlieren. Hinterher tauchen nun aus den Briefbänden einzelne Anhaltspunkte dafür auf, daß sowohl Niezsches selbst, als seinen Freunden doch gelegentlich Ahnungen dieser Art aufgestiegen sein mögen; aber es ist für Niezsches Gesundheitsfern und für den Glauben der Freunde an ihn bezeichnend, daß irgendeine Nachwirkung davon nicht aufkam. So hatte Rohde Overbeck die „Wiederkunft des Gleichen“ bei der Bedeutung, die ihr Niezsches zumaß, für eine einfach irr-sinnige Anwandlung erklärt; aber derartige Bemerkungen gingen mit dem Augenblick, in dem sie entstanden, wieder unter über dem festen Vertrauen an Niezsches gesunde Sinne und an die Widerstandskraft seines tapferen Geistes. Erst nach der Katastrophe erkannten sie zurückblickend den Zusammenhang zwischen Niezsches Schaffensart und seiner Gehirnlähmung, in die sie ausmündete.

Wo von Niezsches Krankheit die Rede ist, soll man des standhaften Mutes nicht vergessen, mit der er sich der Versuchung wehrte, sich selbst zu töten. Man mag einwenden, daß, wer mit Selbstmordsgedanken zu kämpfen hat, nichts davon verlauten lasse. Das hat Niezsches auch nicht getan; seine Andeutungen fallen

Die Ahnungs-
losigkeit der
Freunde

Niezsches und
der Selbstmord

meistens hinter die kritischen Zeitpunkte. Unerträgliche Verwicklungen in seinem nächsten menschlichen Verkehr, so besonders die Nachwirren der Lou-Episode, in die ja überdies der Tod Wagners fiel, haben ihn mehrmals an den Rand der Verzweiflung getrieben. Es war um die Zeit, da er Zarathustra sagen ließ: „Stirb zur rechten Zeit!“ Overbeck war gerade im Zarathustrajahre auf das Äußerste gefaßt; Niehsches Briefe und sein Zustand bei der Begegnung in Schuls (August 1883) ließen nichts Gutes ahnen.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Mit den perfiden Schlußfolgerungen von Niehsches Wahnsinn auf seine Philosophie hängt auch jene landläufige Nachrede zusammen, Niehsche habe die Jugend auf dem Gewissen, er treibe sie zum Selbstmord. Man kann in herkömmlich gesinnten Kreisen nicht über Niehsche reden, ohne an ein angebliches Opfer jugendlicher Niehsche-Leetüre gemahnt zu werden. In den Umständen, da dies zutrifft, muß eine krankhafte oder ungesunde Anlage vorhanden gewesen sein. Ein achtzehnjähriger Jüngling, der einen ersten ernsten Blick in Niehsches Werke getan hatte, nahm diese Bezichtigung auf die Ehre und versicherte mir: „Was von uns jungen Leuten an Niehsche zugrunde geht, das ist Spreu!“ Er hat recht. Wenn die Jugend von Niehsche etwas lernen kann, so das eine: echte Leidenschaft treibt uns nicht in den Tod, sondern ins Leben. Mir sind Fälle bekannt, wo junge Verzweifelnnde durch Niehsche zu einem neuen, besseren Mute erstarft sind.



Der Selbstmord hat Nietzsche als den „vernünftigen Tod“ idealisiert und ihm in diesem Sinne die höchste Anerkennung in der Moral der Zukunft zugesichert (Der Wanderer und sein Schatten. Aph. 185). Und auch unter dem Eindruck solcher Aussprüche von ihm, dergleichen ich mehr als einmal von ihm hörte und die ihm aus seiner Beschäftigung mit der antiken Welt wie von selbst zufließen, habe ich selbst oft genug den Selbstmord als das ihm beschiedene Ende gedacht, sogar mit immer sich steigender Überzeugung mindestens bis zum Winter, in welchem Wagner starb, wo Nietzsches Briefe in mir die äußersten Besorgnisse in dieser Hinsicht erregten, fast nie an Wahnsinn, oder jedenfalls erst sehr spät, kurz vor der Katastrophe. Sein Wahnsinn, dessen Ausbruch niemand aus gleicher Nähe wie ich erlebt hat, ist, meiner ursprünglichen Überzeugung nach, eine ihn blitzartig treffende Katastrophe gewesen. Sie ist zwischen dem Weihnachtsabend 1888 und dem Epiphaniastage 1889 eingetreten. Vorher kann Nietzsche, sein Zustand mag ein noch so exaltierter gewesen sein, nicht wahnsinnig gewesen sein. Dennoch will ich nichts weniger als eine besondere Zuversicht zu meinem Urteil darüber ausdrücken. Es ist bisweilen fast zeitweilig schwankend geworden, sofern ich, und zwar in verschiedenen von mir beobachteten Perioden der geistigen Erkrankung Nietzsches, mich, wenigstens für Augenblicke, der grauenvollen Vorstellung nicht habe erwehren können, daß sie simuliert sei. Ein Eindruck, der sich nur ganz erklärt aus den Erfahrungen, die ich überhaupt mit den Selbstmaskierungen Nietzsches gemacht habe. Doch auch hier habe ich mich schließlich vor den alles eigene Denken und Spekulieren niederschlagenden Tatsachen gebeugt.

Nietzsches Wahnsinn eine ihn blitzartig treffende Katastrophe

Manche geistige Extravaganz Nietzsches, z. B. bei dem brennenden Ehrgeiz, der ihn von Natur beseelte, die Erzeffe seines Selbstbewußtseins in seinen letzten Jahren, erklären sich so für mich viel besser, als mit dem Wahnsinn, auf den sie sich für andere oft zurückführen mögen. Auf jeden Fall sollte der Eindruck des Nietzscheschen Wahnsinns, der auf viele Leute so groß ist, mindestens durch die großartige Unbefangenheit hindurch angesehen werden, mit der er bei seinen Abenteuern als Denker die ganze Vorstellung handhabt und verwendet. Mit entsprechender Unbefangenheit verhielt er sich in Beziehung auf sie im gemein-

Nietzsches geistige Extravaganzen

samen Leben und in Rücksicht auf sich. Namentlich die ihn wenigstens in den früheren Jahren unseres Verkehrs manchmal bewegende Vorstellung vom in Hinsicht auf seine Herkunft höchst problematischen Wahnsinn seines Vaters handhabte er stets mit einem gewissen sorglosen Leichtsinne. Er konnte sich ernstlich, ja schrecklich mit Gedanken darüber quälen, ob ihm etwas Besonderes zu leisten überhaupt beschieden sei, nie ist er mir durch den Gedanken verdüstert vorgekommen, daß er vom Wahnsinn besonders bedroht sei. Und mir erscheint es auch ganz möglich, daß das gar nicht der Fall, sondern daß sein Wahnsinn ein Erzeugnis seiner Lebensweise ist und von ihm nicht ins Leben mitgebracht gewesen ist, sondern daß er ihn sich selbst zugelebt hat.

Unter den Denkmälern seiner Krankheit, die ich in meinen Nietzschebriefen besitze, ist eines der ergreifendsten der halb deutsche und halb lateinische Verzweiflungsruf, den er an mich von Sils im Oberengadin am 18. September 1881 gerichtet hat, bei welchem mir zwei Sprachen, das Deutsch und das minder vortreffliche Latein, für die Gesundheit seines Verstandes gut standen und ich auch nicht helfen konnte. Was ich jetzt durch Kombination eigener Erinnerung und der Erzählung der Frau Dr. Förster-Nietzsche II, S. 537 erfahre, insbesondere vom Kontrast des kranken Nietzsche, den ich selbst hier in Basel im Jahre 1884 im Hotel zum weißen Kreuz besucht gehabt hatte, und vom Eindruck, den die Schwester einige Wochen darauf (September und Oktober des genannten Jahres in Zürich) für sich von der Gesundheit ihres Bruders bezeugt, insbesondere von der Lustigkeit des Hergangs bei der damaligen Versöhnung der Geschwister, muß mich davon überzeugen, daß Nietzsche schon damals dem jähen Wechsel von Zuständen der tiefsten Depression und euphoristischer Exaltiertheit, der in diesen Dingen überhaupt Kandidaten des Wahnsinns charakterisiert, verfallen war, daß ich also schon damals mit einem solchen Kandidaten verkehrte. Ohnehin hatte ich vom Jahre vorher und aus meiner Zusammenkunft mit Nietzsche in Schuls bei Tarasp entsprechende Eindrücke empfangen. Und hätte ich nicht in jenen Jahren überhaupt noch so vollständig der Erfahrung im Verkehr mit einem Geisteskranken ermangelt, so hätte mich schon die Form, in welcher Nietzsche mich eines Tages, schwer an seiner Migräne leidend, von seinem Bette aus in seine Geheimlehre (Ewige Wiederkunft) einzuweihe zum ersten (und

Der jähe Wechsel
von Depression
und Exaltiertheit

letzten) Male versuchte, kaum in Zweifel darüber lassen können, daß er seines Verstandes nicht mehr mächtig war.

Gegen mich hat Nietzsche die Enthüllungen über seine Lehre von der Wiederkunft bei einem Aufenthalt in Basel im Sommer 1884 laut werden lassen, d. h. damals hat er, krank in einem Bette des Hotels zum weißen Kreuz liegend, ganz in der mysteriösen Weise, wie er es auch früher bei Frau Andreas nach ihrem Zeugnis getan hat, mit unheimlich flüsternder Stimme, als ob er ein ungeheures Geheimnis verkündete, an mich Mitteilungen über diese seine Geheimlehre gerichtet. Früher mag er wohl schon mehr als einmal mit mir von der Lehre selbst gesprochen haben. Doch dann nie anders als ganz beiläufig, wie von einer bekannten Lehre der antiken Philosophie und ohne im geringsten dafür besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als gehe ihn die Sache besonders an. Wenigstens habe ich eine dunkle Erinnerung davon behalten, daß in solcher Weise schon vor 1884 zwischen uns von der Lehre gesprochen worden ist. Daher ist auch, so völlig unverständlich mir auch die Mitteilungen von 1884 blieben, doch sofort darüber keinen Zweifel hegte, daß es sich hier um eine Anknüpfung an ein antikes Philosophem handelte. In diesem Sinne sprach ich auch einmal mit Rohde von der Sache ein paar Jahre nach Nietzsches Erkrankung, der seinerzeit natürlich mit mir in dem bezeichneten Punkte der Herkunft der Lehre ganz einer Meinung war, und im übrigen, seiner damals schon bestehenden Entfremdung im Verhältnis zu Nietzsche gemäß, von der Verwendung der Lehre bei Nietzsche in keiner andern Weise etwas wissen wollte, als wie von einem Symptom der Erkrankung Nietzsches.

So wie sich sein Zustand aber hinschleppte und sich vor mir nicht nur in Nietzsches Briefen verbarg, sondern auch noch bei unserem Wiedersehen in Zürich im Frühjahr 1887, hat es des hellen Ausbruches des Wahnsinns in Turin bedurft, um mich zum verzweifeltsten Einschreiten zu drängen. Nietzsches Wahnsinn hat aber auf seine Gedankenproduktion kaum früher wirksam zu sein begonnen, als vor dem Torschluß der letzten Katastrophe um die Wende der Jahre 1888/89. Was läßt sich daraus, daß er in Wahnsinn geendet, gegen einen Menschen schließen, der selbst von sich, seinem Ende nahe, sagte, „er habe bisher nichts anderes getan, als sich zu besinnen“. („Wille zur Macht“, Vorrede XV, 5.) Sich zu „hintersinnen“ war das natürliche Ende eines solchen Men-

Nietzsches
mysteriöse Ge-
heimnismacherei

Nietzsches
Erzentrizität

schen, und nicht sein Ende wirft sein Licht auf sein Leben zurück, wie in den Augen derjenigen, welche aus Nietzsches Ende schließen, daß er ungefähr überhaupt nur ein Narr war, dessen Leben zu nichts anderem Anlaß biete als den Anfängen seines Wahnsinns nachzuspüren, sondern sein Leben lehrt sein Ende richtig aburteilen und dessen würdigen Abschluß schätzen. Natürlich ist Nietzsche mit dem Worte „erzentrisch“ nicht abzutun, wie es kindische Literaten so manchesmal versucht haben. Doch ist zu beachten, daß Nietzsche selbst „Erzentrizität“ von sich zugibt, und nur ihre Unzugänglichkeit (Unbestimmbarkeit) für jedes Urteil, das seine ausgenommen, behauptet. (Briefe I, 3. Ausgabe, S. 493.) Und dieses Urteil hat auf jeden Fall die Beweiskraft, welches jedes Urteil der Selbsterkenntnis hat, nämlich gar keine und die höchste zugleich. Mit dem eben Angeführten beweist Nietzsche mindestens so viel, daß er selbst sein Zentrum nicht gefunden.

Die einschraubende
Wirkung des
nahenden
Wahnsinns



Wie wir bereits hervorhoben, bildet das Jahr 1888 den Schlüssel zu Nietzsches Werk und Leben. Unter der einschraubenden Wirkung des herannahenden Wahnsinns wurden ihm alle die Erkenntnisse und Fähigkeiten, die noch unausgesprochen und unentwickelt in ihm schlummerten, ausgepreßt. Das hatte eine rapide Steigerung sowohl seines Selbstgefühls als seines Schaffens zur Folge; trotzdem ihm widerwärtige Erfahrungen jetzt so wenig erspart waren wie früher, hat er sich von ihnen doch nicht in die Tiefe reißen lassen. Daß es dabei freilich bei ihm irgendwie normal zugehen konnte, ist natürlich ausgeschlossen in einem beschränkten Zeitraum, den er instinktiv als die letzte Stunde vor Torschluß empfand und deshalb in seiner Bedrängnis nur noch mit Superlativen füllte. Da sich in ihm alles steigerte und aufstapelte, hält es natürlich auch nicht schwer, eine Steigerung der offenbar krankhaften und abstoßenden Symptome nachzuweisen. Wir wollen hier nur einen Punkt herausgreifen, der meines Wissens unter diesem Gesichtswinkel noch nicht beurteilt wurde. Wie kam Nietzsche dazu, vier Jahre nach Wagners Tode in Pamphleten über ihn herzufallen? Es lagen keinerlei aktuelle Provokationen vor, die den „Fall Wagner“ als notwendige Verteidigung gegen vorausgegangene Angriffe gerechtfertigt erscheinen ließen. Durch das Wiederaufleben der Freundschaft mit Baron Seydlitz hatte sich Nietzsche den Wagnerianern, namentlich den in München um Levi

sich scharenden, einigermaßen genähert gehabt — ein Beweis, daß er von Wagner innerlich nicht loskommen konnte. Da trat bei ihm eine Eigenschaft in Funktion, die er nicht nur als zuverlässiges Kennzeichen der Dekadenz bezeichnet, sondern sie auch in dieser Eigenschaft gelegentlich gut zu kennen behauptet: das Ressentiment. Der Begriff war ihm in seiner letzten Zeit sehr bedeutend für große und kleine Dinge. Bald führt er das ganze Christentum auf den nachträgerischen und rechthaberischen Racheinstinkt zurück, bald irgendeine persönliche untergeordnete Stimmung; hatte er doch eben an Seydlitz im Briefe vom 17. August 1886 geschrieben: „Aus meinem letzten deutschen Aufenthalte habe ich ein Ressentiment noch nicht überwunden.“ Gewiß ist dieses Tückegefühl, diese Lust, hinterrücks zu stechen, mit ein Ansporn gewesen, sich über Wagner herzumachen. Nietzsche war schließlich auf jeden großen Deutschen eifersüchtig, der seinem Ruhme im Wege stand, indem er dasjenige Verständnis und diejenige Verehrung, auf die Nietzsche Anspruch erhob, vorweg absorbierte. Sofern der „Fall Wagner“ als kritische Würdigung gelten will, hat sich Nietzsche vergriffen und bloßgestellt. Im Detail wieder die eine und andere wunderbar einleuchtende Wahrheit — als Ganzes aber ungerecht, weil Nietzsche nicht darauf einging, was Wagner als Künstler wirklich wollte und war. Wäre es Nietzsche um eine ernsthafte Abrechnung zu tun gewesen, so hätte er vor allem sich selbst aus dem Spiele lassen müssen; er verstrickte sich aber in den Netzen seiner Schwäche und begnügte sich, geistreich zu sein. Es offenbart sich da völlige Ohnmacht. Nietzsche hatte sich, soweit es sich um die Aufstellung von Richt- und Zeitpunkten handelt, längst ausgegeben. Er hat auch seine Einsamkeit so wenig ertragen, als er es ohne sie aushalten konnte. Selbst von den paar Elitelesern, mit denen er sich krampfhaft tröstete, wie Burckhardt und Taine, klagt er selbst: „Sie haben weder die gleiche Not noch den gleichen Willen mit mir gemein. Diese ist meine Einsamkeit: — ich habe niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!“ So waren seine Kritikereigenschaften, die er in den ersten Aphorismenbüchern bis zu einem hohen Grade wirklicher Objektivität bewiesen hatte, nun vollständig verschlungen von seinem angeborenen, nun bis zur Überschwemmung aufgeschwellenen Erysmus, dem es nun nur noch ausschließlich auf die eine Kraftprobe ankam: alle Dämme einzureißen, die sich dem Ich entgegenstellten. Das Historikergewissen, Wagner

Das
Ressentiment

Der „Fall
Wagner“

aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus zu begreifen, war nun, wenn es in Nietzsche in Hinsicht auf Wagner überhaupt je geschlagen hat, vollständig eingeschlafen. Wagner war nicht mehr Schöpfer von Bayreuth; er war nur noch die große Bezogenheit auf Nietzsche. „Nietzsche contra Wagner“ — das war die einzige Lagerung des „Falles Wagner“, der für Nietzsche in Betracht kam. Und doch hat der „Fall Wagner“ seine sehr versöhnliche und rührende Seite aufzuweisen, sobald man ihn rein persönlich als konfessionelle Notwendigkeit auffaßt. Sonst hätte Nietzsche im „Ecce homo“ nicht schreiben können (Biographie II, S. 867): „Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksale der Musik wie an einer offenen Wunde leiden. Woran ich leide, wenn ich am Schicksale der Musik leide? — Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, ja sagenden Charakter gebracht worden ist, — daß sie Dekadenz-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesezt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und immer noch mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmütig mit verspotten — *ridendo dicere severum*, wo das *verum* dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. —“ Es fragt sich, ob Nietzsche im sozusagen transzendentalen Sinne Wagner wirklich Unrecht getan hat, oder ob nicht seine rabiante Rechtshaberei gegen Wagner eine große, unter den partiellen Unredlichkeiten verborgene ungeheure Allerweltsehrlichkeit darstellt und damit markanter, als sonst etwas, die Grenzscheide zweier Weltalter aufrichtet, als deren Marksteinsetzer Nietzsche sich gefühlt hat. Hier kann niemand von uns mehr als mutmaßen; die Sache Wagners sitzt uns Lebenden allen noch zu nahe und zu imposant auf dem Leibe, als daß man berechtigt wäre, aus persönlichen Empfindungen heraus Nietzsches allersubjektivster Antipathie jetzt schon objektive Gültigkeit zuzusprechen.

Das
Ecce homo-
Bewußtsein

Genau wie mit Nietzsches Ressentiment steht es auch mit seinem „Ecce homo“ = Bewußtsein. Es beherrscht ihn durch das ganze Jahr in wachsendem Maße. Wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, die wichtigsten Briefstellen zusammenzutragen. Am 3. Ja-

nuar schreibt er Deussen: „Im Grunde macht jetzt alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt getan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit: mich von meiner Vergangenheit zu isolieren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen.“

Am 10. Februar schreibt er der Schwester: „Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebnis um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Untier anwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnot. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich.“

Zwei Tage später schreibt er an von Seydlitz: „Unter uns gesagt, zu dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht.“

Eine Woche später, den 19. Februar, an Brandes: „Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen Deutschen‘ die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein kapitaless Ereignis in der Krisis der Werturteile zu sein. Aber das könnte ein Irrtum sein, und außerdem noch eine Dummheit — ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen.“

Von einer wundervoll feinen Symbolik sind die Worte an Brandes vom 27. März: „An meinen Augen, anbei gesagt, habe ich einen Dynamometer meines Gesamtbefindens: sie sind, nachdem es in der Hauptsache wieder vorwärts, aufwärts geht, dauerhafter geworden, als ich sie je geglaubt habe, — sie haben die Prophezeiung der allerbesten deutschen Augenärzte zuschanden gemacht. Wenn die Herren Gräfe et hoc genus omne recht behalten hätten, so wäre ich schon lange blind. So bin ich — schlimm genug — bei Nr. 3 der Brille angelangt, aber ich sehe noch.“

„Die reichsten,
erlebtesten und
unabhängigsten
Bücher“

Am 10. April sendet er an Brandes auf dessen Wunsch eine gedrängte autobiographische Skizze ab, in der wir den Embryo des Ecce homo zu sehen haben. Dort heißt es: „Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Tier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz ein wenig aspiriert. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran!“

„Ein kleiner
Schwanz von
Poffe an die
ernstesten Dinge“

Und wieder an Brandes am 4. Mai: „Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesamtkonzeption von oben nach unten sehen zu können: Wo die ungeheure Vielheit von Problemen wie im Relief und klar in den Linien unter mir ausgearbeitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte. . . Ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Poffe an.“

Das Grausamste an intellektueller Selbstentäußerung verrät die Stelle an von Seydlitz vom 13. Mai: „Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Zynismus, härter noch als der Winter ringsherum, sein Wasser an seinem eigenen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundene Kreatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar. —“

Vor der Abreise nach Sils an Brandes den 23. Mai: „Ich möchte Turin nicht verlassen, ohne Ihnen nochmals auszudrücken, wievielen Anteil Sie an meinem ersten wohlgeratenen Frühling haben. Die Geschichte meiner Frühlinge, seit fünfzehn Jahren zum mindesten, war nämlich eine Schauergeschichte, eine Fatalität von Dekadenz und Schwäche. Die Orte machten darin keinen Unterschied; es war, als ob kein Rezept, keine Diät, kein Klima den wesentlich depressiven Charakter dieser Zeit verändern könnten. Aber siehe da! Turin! Und die ersten guten Nachrichten, Ihre Nachrichten, verehrter Herr, aus denen mir bewiesen war, daß ich lebe. Ich pflege nämlich mitunter zu vergessen, daß ich lebe.“

An Prof. K. Knorz, den 21. Juni: „Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existiert, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die innern Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte.“

Eine Postkarte vom 10. August an Karl Fuchs lautet: „Seien Sie unbesorgt, werter Freund! Ich rede in dieser Schrift von

einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute gibt. — Sie selber werden der erste sein, mir dies zugestehen — und Sie werden es eines Tages über alle Maßen komisch finden, daß Sie sich mir in diesem Falle ‚zur Vermittlung‘ angeboten haben. Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte Ihr N.“

An Deussen, den 14. September: „Lies die Schrift einmal auch vom Standpunkte des Geschmacks und Stils: so schreibt heute kein Mensch in Deutschland.“ . . . „Das Reich der Toleranz ist durch Wertentscheidungen ersten Ranges zu einer bloßen Feigheit und Charakterchwäche heruntergesetzt. Christ sein — um nur eine Konsequenz zu nennen — wird von da an unanständig. Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiß, ist vieles bei mir schon in Fluß und Gang.“

„So schreibt heute
kein Mensch in
Deutschland“

An Fräulein von Meysenbug nach dem „Fall Wagner“: „Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun.“

An Brandes, den 20. November: „Ich habe jetzt mit einem Synismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt ‚Ecce homo‘ und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gefreuzigten, es endet in Donnern und Wetter-
schlägen gegen alles was christlich und christlich-insekt ist, bei denen einem Sehen und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. Das Ganze ist ein Vorspiel der ‚Umwertung aller Werte‘, des Werks, das fertig vor mir liegt: Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis. — Ihr Nietzsche, jetzt Untier.“

„Ich bin ein
Verhängnis“

An Fuchs, den 11. Dezember: „Inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was alles fertig wurde: Alles ist fertig.“ — Und an denselben, den 27. Dezember: „Wir müssen die Deutschen durch Esprit rasend machen.“

Abschließend ist noch beizufügen, daß der schwedische Arzt Poul Bjerre, der Möbius seiner Übergriffe wegen zurechtzuweisen wünscht, doch den Aufruf des pathologischen Schemas von Möbius un widersprochen herübernimmt (S. 33): „Die Diagnose ist über allem Zweifel erhaben, und sie lautet: *dementia paralytica*.“ Der in bezug auf die Krankheitsdauer atypische Verlauf wird eingeräumt: volle neunzehn Jahre — eine beispiellose Ausnahme, da sonst ein Fünftel dieser Zeit und weniger den gänzlichen Verfall mit letalem Ausgang herbeiführt. Es ist, als hätte das Gift schon rein physiologisch-stofflich es hier mit einer überlegenen fünffach zäheren Gehirnmasse zu tun gehabt! Den Eintritt der Euphorie setzt Bjerre mit Möbius schon für das Jahr 1881 fest und sieht in der „fröhlichen Wissenschaft“ ihr erstes Symptom — doch wohl nur in willkürlicher Ausdeutung des romantisch-dichterischen Aufschwungs als eine Art Geistesekzem und der Zarathustrainspiration als regelrechten Größenwahn. Mag es damit auf sich haben, was es will, für das letzte Schaffensjahr treten die pathologischen Einschläge so unabweisbar auf, daß die Anzeichen der früheren Jahre dagegen jedenfalls nur blasse Vorstadien bedeuten. Im Jahre 1888 bietet aber Nietzsche an seinem eigenen Leibe gewiß das ausgeprägteste Beispiel für sein Denkerideal der tragischen Erkenntnis — vorwärts und rückwärts für alle Zeiten. Bedenkt man aber, wie die restlose Übereinstimmung von Leben und Werk von der heutigen Theologie als rein menschliches Argument für die unvergleichliche, alles weit unter sich lassende Überlegenheit des Jesus von Nazareth ins Feld geführt wird, so kann man gerade vor Theologen für eine ähnliche Anwartschaft Nietzsches plädieren, wenn es gilt, von einem Herzen der Weltgeschichte auch für die künftige Menschheit zu reden. Der Zustand halbyonischen, überschwenglichen Glückes — sogar im Einklang mit der griechischen Sage, stille, selige Dezembertage, da alle Winde ruhten, eine strahlende, sonnendurchleuchtete Eiszeit — sind das „Golgatha“ dieses neuen „Gekreuzigten“ gewesen, wie er sich selber unterschrieben hat! Wir lassen für die Beurteilung des Glücksrausches in Nietzsche wie billig dem Arzte das letzte Wort (Bjerre 39–41): „Das Glück in allen seinen menschlichen Formen, als Liebe, als Zufriedenheit mit äußeren Erfolgen, als Freude an Gattin und Kindern — dieses Glück kannte er nicht. Sein ganzes Leben war im Schaffen konzentriert; — das Gefühl, fremde, schwin-

delnde Höhen zu ersteigen, gab ihm jetzt ein Glück, das alle menschlichen Grenzen weit überstieg — ein übermütiges, selbstgenügsames, trohiges, alles verdunkelndes, alles vernichtendes Glück — — —. Es ist dies ein scheußliches Spiel der Natur, daß sie oft, bei den schon zum Tode verurteilten Menschen, lichte, von schönen Hoffnungen durchleuchtete Zustände entstehen läßt, ohne die geringste äußere Ursache. Niemals aber wirkt dieses so abschreckend wie bei der Paralyse. Man weiß, daß das plötzlich auflodernde Licht binnen kurzem auf immer erlöschen wird — man weiß, daß dem Kranken ein Zustand der Verzweiflung bevorsteht, der eben so finster ist, wie das Glück hell war — man weiß, daß die Verzweiflung ihn verlassen wird, daß aber seine Rettung noch schauderhafter ist als diese: denn in demselben Augenblick, wo die Verzweiflung entschwindet, erlischt seine Seele — man weiß, daß die Krankheit, die schon ihre alles vernichtenden Fortschritte gemacht hat, immer unabweislicher, unbezwinglicher als irgendeine Naturkraft sich entwickeln muß — man weiß, daß eine Flamme seiner Seele nach der andern zu flackern aufhören wird — — man weiß, daß der ganze Organismus der Fäulnis übergeben wird, während er noch atmet — man weiß, daß der Tod der einzige Befreier ist und daß er lange auf sich warten lassen kann — noch lange. — Und so begegnet man diesem Manne; er geht mit hoch erhobenem Haupt und leichten Schritten, er hat das übermütige Lächeln eines Siegers auf den Lippen, und er versichert, er sei nie so gesund und glücklich gewesen wie jetzt.“

2. Der Ausbruch des Wahnsinns



Im letzten Quartal des Jahres erlebte Nietzsche allerlei Peinliches: lieblose oder doch verständnislose Zuschriften von nahestehender Seite, den Bruch mit Fräulein von Meysenbug infolge des „Fall Wagner“, den er am 4. Oktober an sie hatte schicken lassen, besonders aber die Aufregung über das Verhalten seines eigenen Verlegers E. W. Fritsch, der im Sommer 1886 den Verlag der Nietzsche'schen Schriften wieder übernommen und die erste Gesamtausgabe des dreiteiligen Zarathustra veranstaltet hatte. In dem von ihm selbst redigierten „Musikalischen Wochenblatt“ nahm Fritsch eine Besprechung des „Fall Wagner“ auf, die angesichts

Die Aufregungen
des letzten
Dierteljahres